

Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein e.V.

(418.) Protokoll über die Arbeitssitzung am 14. Februar 2003

Anwesend: **Balharek**, Ch., Karlsruhe; **Blank**, C., Karlsruhe; **Breitkopf**, B., Karlsruhe; **Dr. Dahlhaus**, J., Eppelheim; **Dr. Drollinger**, K., Korntal-Münchingen; **Dr. Endemann**, T., Darmstadt; **Dr. Furtwängler**, M., Karlsruhe; **Heinzel**, R., Zürich; **Dr. Herrbach-Schmidt**, B., Karlsruhe; **Dr. Hoepke**, K.-P., Ettlingen; **Huber**, A., Mühlthal; **Prof. Dr. Jakobs**, H., Heidelberg; **Dr. Kaller**, G., Karlsruhe; **Kohlmann**, R., Karlsruhe; **Dr. Krieg**, H., Freiburg; **Prof. Dr. Krimm**, K., Karlsruhe; **Dr. Leiber**, G., Karlsruhe; **Prof. Dr. Matz**, K.-J., Karlsruhe; **Moebus**, St., Neckarsulm; **Prof. Dr. Rödel**, V., Karlsruhe; **Roellecke**, E., Karlsruhe; **Prof. Dr. Roellecke**, G., Karlsruhe; **Schillinger**, E., Karlsruhe; **Schindele**, E., Rheinstetten; **Schoblock**, F., Freiburg; **Prof. Dr. Schwarzmaier**, H., Karlsruhe; **Schwarzmaier**, L., Karlsruhe; **Smaczny**, C., Freiburg; **Dr. Sonntag**, K., Freiburg; **Dr. Steuer**, P., Ludwigsburg; **Strotz**, M., Freiburg; **Prof. Dr. Zotz**, Th., Freiburg.

Vortrag von

Reto Heinzel, Zürich

über

Geschichtswissenschaft als „Führeramt im Volksganzen“ Theodor Mayer in Freiburg (1934-1938)

Der Vortrag basiert auf Teilen einer [zum Zeitpunkt des Vortrags] noch ungedruckten Dissertation. Der Text ist bis zu deren Erscheinen nur für die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft bestimmt. Eine Weitergabe an Dritte bedarf der Zustimmung des Verfassers. -

Bei Interesse wenden Sie sich bitte an die Arbeitsgemeinschaft.

DISKUSSION

Prof. Zotz: Den Rückblick auf Theodor Mayers Zeit in Freiburg fand ich sehr eindrucksvoll, gerade aus der Situation der Freiburger Universität, von der ich komme und an der ich die Landesgeschichte vertrete. Ich glaube, dass ich, so wie Sie Ihren Vortrag gegliedert und am Ende noch einmal zusammengefasst haben, nicht viel sagen muss. Aber ein paar Stichworte will ich noch einmal kurz aufrufen; Sie haben mit der Berufung Mayers nach Freiburg begonnen und Freiburg als Grenzland-Universität in der frühen Zeit charakterisiert; Sie haben das zum Anlass genommen, seine politische Einstellung zu charakterisieren, die auch schon in der Zeit vor 1933 von einer grundnationalistischen Haltung geprägt gewesen sei. Sie haben dann auch

den Bezug von Volk und Wissenschaft schon in frühen Zitaten von Theodor Mayer deutlich gemacht, was ja eigentlich der rote Faden war, der sich durch den ganzen Vortrag gezogen hat. Dann sind Sie auf die Antrittsvorlesung in Freiburg über den „Staat der Herzöge von Zähringen“ eingegangen, wobei man sicher erörtern könnte, ob die Fokussierung auf Staat und Volk in diesem wissenschaftlichen Opusculum so stark im Vordergrund steht. Sie sind dann auf das Alemannische Institut zu sprechen gekommen und haben die wichtige Rolle, die wissenschaftsorganisatorische Funktion, die dieses Institut für Theodor Mayer hatte, herausgearbeitet, die dann mit der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft noch einmal verbunden war. Die Umbenennung des Instituts als „Oberrheinisches Institut für geschichtliche Landeskunde“ geht zurück auf einen Vorschlag von Hektor Ammann, den Theodor Mayer dann aufgegriffen hat, und gerade Ammann hat von möglichen Empfindlichkeiten der Schweizer und Elsässer gesprochen, die sich an dem Begriff „Alemannisches“ Institut festmachen könnten. Vom Alemannischen Institut, der Westdeutschen Forschungsgemeinschaft und der Badischen Historischen Kommission aus haben Sie die vielfältigen Amtspositionen und die daraus resultierenden Initiativen Mayers zur Forschungsorganisation vor Augen geführt. Auf einer weiteren Ebene Ihres Vortrags ging es um die grundsätzliche Frage von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Das ist eine Thematik, die ja ganz generell ist und immer wieder die Historiker beschäftigt, bis hin zum „Althoff-Fried-Streit“ vor einigen Jahren. Wie die Darstellung von Geschichte auszusehen hat, bleibt unklar. Nach der Vorstellung von Theodor Mayer, so wie Sie sie skizziert haben, ist es eine Verbindung, die, wie Sie gesagt haben, in ihren Widersprüchen auch von ihm selbst nicht so deutlich erkannt worden ist. Man wird ja sicher auch für die 40er Jahre sagen können, dass es ihm immer sehr stark um die wissenschaftliche Redlichkeit und Forschung gegangen ist und dass eben das die eine Ebene war und die andere die Frage der Vermittlung oder die Antworten auf die Fragen des Volkes – damit greife ich eine Formulierung auf, die Sie verwendet haben. Interessant ist dann auch der Weggang Mayers von Freiburg nach Marburg, wobei Sie auch seine Kontrahenten Metz und Kerber genannt haben. Wenn ich das richtig sehe, hatte Metz eine andere Auffassung von der Tätigkeit des Alemannischen Instituts, das jetzt viel stärker populär wirken sollte. Metz hat diese Funktion des Instituts nach dem Weggang Mayers auch durchgesetzt, und hier kann man dann Mayer auch sehr gut positionieren in dieser Einstellung gegenüber den Auffassungen von Metz und gegenüber den propagandistischen, platten Absichten Kerbers.

Dr. Hoepke: Wir haben ja immer mit der Schwierigkeit zu kämpfen, dass bei Leuten dieses Jahrgangs – Mayer wurde 1883 geboren – bereits Dinge enthalten waren, die die Nazis aufgegriffen haben, und ob dann dasselbe gemeint wurde, wenn zwei Leute dieselben Ausdrücke benutzten, ist immer fraglich. Beispielsweise wurde der Begriff der „Volksgemeinschaft“ benutzt, der in der Weimarer Republik nicht unbedingt als eine Ablehnung der Parteien gemeint war; das konnte so sein, musste aber nicht so sein. Der Ausdruck kam nach 1918 auf, wurde von der linken Mitte bis nach rechts benutzt; ganz links war man ja mehr auf Klassenkampf fixiert. Aber in diesem Begriff der Volksgemeinschaft der Weimarer Zeit schwang ja gar nicht die Vorstellung mit, dass sich der Geist der Volksgemeinschaft in einem Führer verkörpern könnte, wie das bei den Nationalsozialisten war. Eine Frage: Hat Mayer es etwa so verstanden? Dann kam 1933: Sie sprachen von der Begeisterung. Da wäre noch zu bedenken, dass der Reichspräsident noch Hindenburg hieß und

dass das Hitler-Kabinett bis Juni/Juli 1933 ein Koalitions-Kabinett war. Wie sah das hinterher aus? Leider haben wir keine Probe auf das Exempel zu machen, denn Parteigenosse konnte er nicht werden, sofern er nicht März-Gefallener war, weil ab Mai 1933 die ja nicht mehr der Partei beitreten konnten. Allerdings konzedere ich Ihnen, wenn ein Professor dem NS-Lehrerbund beitrug, wollte das schon etwas heißen: Im allgemeinen war der NS-Lehrerbund sehr verschrien, weil – glaube ich – ein Volksschullehrer der Führer dieses NS-Lehrerbunds war, und da ging man nur rein, wenn man sehr überzeugt war. Soviel zum Bekenntnisstand Mayers.

Herr Heinzel: Herr Hoepke, Sie haben gefragt, ob Mayer den Volksgemeinschaftsbegriff anders verstanden haben könnte als das nach nationalsozialistischer Partei-Terminologie der Fall war - das ist sehr schwierig zu sagen. Wenn man den Begriff der Volksgemeinschaft definieren will, kann man ja nicht sagen, dass es eine reine NS-Linie gegeben hätte, denn bis zum Ende blieb das ein sehr diffuser Begriff, wie man ja weiß. Wenn Mayer den Begriff der Volksgemeinschaft in prononcierter Form verwendet hat wie in diesen wissenschaftspolitischen Überlegungen bei der Rede zur Neugründung der badischen historischen Kommission, dann tat er dies in der Absicht, sich als Wissenschaftler zu präsentieren, der sich mit der Partei auf einer Linie sieht. Sonst hätte er diesen Begriff nicht brauchen können. Ich weiß aus seiner privaten Korrespondenz, wie er im Anschluss an diese Rede an Wilhelm Bauer, den Historiker in Wien, geschrieben hat, 'Weißt Du, bei diesen Reden ist das immer so eine Sache, man muss aufpassen, dass man nichts falsches sagt, aber am besten finde ich immer noch, wenn man nach seiner Überzeugung redet. Und das habe ich gemacht'. Das sagt dann wohl auch am besten aus, dass diese Linie, die er zum Ausdruck gebracht hat, seiner Überzeugung entsprach.

Zur zweiten Frage weiß ich nichts Näheres. Doch kann man die Sache vielleicht so charakterisieren: Es wurde ihm recht warm ums Herz. Sehr eng verbunden mit Mayers politischer Haltung zwischen 1933-1945 ist ein zunehmender Führerglaube. Mayer regte sich sehr wohl auf, wenn er Parteistellen begegnete, die ihm eins auswischen wollten. Sein Glaube an den Führer blieb dabei jedoch ungebrochen. Mayer hat 1939 zum 50. Geburtstag Hitlers ja einen Beitrag zu einer von der deutschen Wissenschaft an Hitler herangetragenen Festschrift „Dem Führer und Reichskanzler zum 50. Geburtstag“ beigesteuert. Das wollte schon etwas heißen.

Prof. Krimm: An Ihrem Vortrag ist mir wieder bewusst geworden, wie lohnend die genaue Beschäftigung mit dem Quellenwortlaut und wie verschieden das Ergebnis sein kann. Ein Beispiel ist das Leumundszeugnis des NSLB aus Gießen, das Sie als Beleg für Mayers „Zuverlässigkeit“ wörtlich verlesen haben. Beim Hören schien es mir ein Leumundszeugnis zu sein. Nach meiner Kenntnis von Leumundszeugnissen des Dritten Reichs ungefähr die „unterste Klasse“, in der man ein Leumundszeugnis ausstellen konnte: Wenn man nichts Nachteiliges sagen wollte, drückte man sich so aus. Das Zeugnis ist m.E. kein Gütesiegel, sondern enthält zusammengesteckte Formeln, mit denen nichts dezidiert Positives gesagt sein soll. So kann man es auch lesen, aber es geht um den Kontext – und da haben Sie die besseren Karten bzw. Deutungsmöglichkeiten. Das Zitat allein für sich finde ich noch nicht aussagefähig.

Noch interessanter scheint mir die Interpretation des Wortlauts der Rede von 1935 gegen freie Wissenschaft, aber für freie Forschung in ihrer diffusen und widersprüchlichen Art. Auch

Meinrad Schaab zitiert diese Stelle wörtlich (M. Schaab, Staatliche Förderung und wissenschaftliche Unabhängigkeit der Landesgeschichte, Stuttgart 1995, S. 10). Er kommt genau zum gegensätzlichen Ergebnis wie Sie, fügt dann allerdings noch hinzu, dass Mayer selbst über diese Rede offenbar nicht so glücklich war und sie nicht unbedingt für druckreif hielt - vielleicht hat Mayer gerade das Diffuse, die Widersprüchlichkeit darin gespürt. Auch dies lässt sich wieder verschieden deuten, es kommt auf die Interpretation an.

Herr Heinzl: Herr Krimm, zum Leumundszeugnis muss ich Ihnen natürlich Recht geben; da habe ich gewiss nicht den Überblick, wie Sie ihn haben. Ich habe das als relativ eindeutige Formulierung empfunden, muss aber auch zugeben, dass ich mich in Sachen Leumundszeugnisse nicht allzu gut auskenne. Ich bin froh, dass Sie mir diesen Hinweis gegeben haben. Ich habe dieses Schreiben im Vortrag betont, um von vornherein klarzumachen, auf welcher Ebene Mayer anzusiedeln ist. Ich könnte allerdings noch mehr Quellen anführen, mit denen ich meine Aussage stützen könnte, auch wenn ich diese gerade nicht präsent habe. Zur Rede von 1935 möchte ich bezweifeln, dass Schaab das richtig gesehen hat, nur weil Mayer gesagt hat, dass die Rede, die er da gehalten hat, das Nicht-abgedruckt-sein in der ZGO verträgt. Das hat er zwar in interner Korrespondenz gesagt. Ich denke aber, dass er weniger an seine widersprüchlichen Ausführungen gedacht hat – das, glaube ich, war ihm nämlich nicht wirklich bewusst. Zumindest hat er nie davon gesprochen. Wenn er gedacht hat, dass diese Rede besser nicht abgedruckt werden sollte, dann vermutlich eher deshalb, um bei den Schweizern oder den Elsässern bzw. Franzosen keine Ressentiments zu wecken. Ich denke, das geht eher in diese Richtung.

Prof. Zotz: Wie ist es mit der Parteizugehörigkeit von Mayer? Ist er später Parteigenosse geworden und wann?

Frau Dr. Endemann: Zunächst, Herr Heinzl, darf ich Ihnen ein Kompliment machen zu Ihrem Vortrag. Das war wirklich, so mein Eindruck, eine ganz runde Sache, denn es ist gar nicht so einfach, die Freiburger Jahre von Theodor Mayer kompakt so darzustellen, dass ein überzeugendes Bild entsteht. Sie haben die drei Pole - Universität, Alemannisches bzw. Oberrheinisches Institut und die Badische Historische Kommission - insgesamt ausgewogen dargestellt. Damit bin ich gleich bei einem weiteren Punkt, der mir sehr gut gefallen hat: Sie differenzieren, d.h., Sie verzichten auf ein pauschalierendes Urteil. Ich habe einige kleine Anmerkungen zu einzelnen Punkten, die mir aufgefallen sind. Sie haben verschiedentlich den Begriff „gesamtdeutsch“ gebraucht, der von Theodor Mayer stammt. Auf diesen Begriff bin ich bei den Vorarbeiten für die Geschichte des Konstanzer Arbeitskreises natürlich auch oft gestoßen. Heute hat der Begriff „gesamtdeutsch“ einen ganz anderen Inhalt; für Theodor Mayer heißt „gesamtdeutsch“: „inklusive Österreich“. Er sagt nicht „großdeutsch“, sondern „gesamtdeutsch“, dabei bezieht er ausdrücklich die österreichische Entwicklung mit ein. Er hatte wohl immer eine gewisse innere Distanz gegenüber Berlin, d.h. Preußen, die sich aus seiner österreichischen Herkunft erklären dürfte. Seine gesamte Ausbildung war bereits vor dem I. Weltkrieg abgeschlossen, während des Krieges war er vier Jahre als Offizier an der Front. Als er 1922 nach Prag ging, hatte er schon eine ziemlich komplette Laufbahn innerhalb Österreichs hinter sich, und ich denke, das muss man auch insgesamt berücksichtigen bei seinen Äußerungen zum nationalen Gedanken. Nach meinen Beobachtungen haben die Österreicher eine etwas andere Einstellung, als - wie die Österreicher sie nennen - die „Reichsdeutschen“.

Sie haben das ja angesprochen. Ein sehr weites Feld ist die Kontroverse mit Friedrich Metz, für den eine gründlichere Untersuchung dringend fällig wäre. Es gibt zwar zahlreiche Äußerungen über ihn in der Literatur, auch von Meinrad Schaab, dessen vorhin gedacht wurde, aber eben keine zusammenfassende Darstellung. Das Verhältnis von Theodor Mayer und Friedrich Metz in der Freiburger Zeit spielt noch 1951 in die Anfangszeiten des Konstanzer Arbeitskreises mit hinein; das war eine ganz schwierige Geschichte. Ich will dies hier nicht eingehend ausführen, ich habe mich darüber bereits schriftlich geäußert. Jedenfalls sah Theodor Mayer sich damals, und auch bereits in den Jahren vor der Gründung des Konstanzer Instituts, fast in der Situation, sich noch einmal gegen Metz verteidigen zu müssen. Es hat sich so geklärt, dass Theodor Mayer dann auch beim Alemannischen Institut mitgearbeitet hat, er hat Einladungen zu Tagungen bekommen und ist auch gelegentlich hingefahren. Er hat es aber abgelehnt, wohl 1953, im Rahmen des Alemannischen Instituts einen Vortrag in den Räumen der Freiburger Universität zu halten. Es gibt einen Briefwechsel dazu, in dem er den Vorschlag ablehnt mit der Begründung, es könne so aussehen, als ob er nachträglich noch vor dem Freiburger Rektor zu Kreuze krieche, und das habe er nicht nötig. So etwa möchte ich aus dem Gedächtnis zitieren. Dieser Vortrag wurde dann auch nicht gehalten, bei anderen Gelegenheiten hat Th. Mayer sehr wohl beim Alemannischen Institut gesprochen. Ich will das jetzt nicht zu weit ausführen. Was Sie über strengste wissenschaftliche Arbeit gesagt haben, möchte ich unterstreichen, dies war für ihn wirklich ein sehr hohes Prinzip. Dazu noch eine kurze Ergänzung: Im Vorfeld einer der frühen Tagungen des Konstanzer Arbeitskreises in den 1950er Jahren ging es um die Einladung eines Wissenschaftlers aus dem Ostblock, in Verbindung damit findet sich in der Korrespondenz, ich zitiere aus dem Gedächtnis, folgender Satz: „Er ist zwar ein Kommunist, aber er ist ein ausgezeichnete Wissenschaftler, und deshalb wird er eingeladen“. Ich könnte noch weiteres auch zu diesem Thema sagen, aber ich möchte die allgemeine Geduld nicht zu sehr strapazieren.

Herr Heinzl: Frau Endemann, zu Ihrem Hinweis zum Begriff „gesamtdeutsch“ muss ich Ihnen in vollem Umfang Recht geben. Das kommt aus dem Österreichischen und ist wohl in erster Linie als Abgrenzung zum preußisch gefärbten „großdeutsch“ zu sehen. Der Begriff wurde vor allem von Srbik bereits Anfang der 1930er Jahre genauer bestimmt. Ich vermute deshalb, dass Mayer den Begriff von Srbik aufgenommen hat. So wie Mayer den Begriff verwendet, kommt er eigentlich sehr nahe an die Definition von Srbik heran. Aber die Bedeutung von „gesamtdeutsch“ geht meines Erachtens über das Deutschland und Österreich hinaus und umfasst alle Gebiete, die in jener Zeit von Volksdeutschen bzw. Auslandsdeutschen besiedelt waren. Tatsache ist, dass ein sehr großes Bedürfnis bestand, die gesamtdeutsche Betrachtungsweise durchzusetzen im deutschen Wissenschaftsbetrieb. Das hat auch Mayer bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges immer wieder betont. Auf den Tagungen des Kriegseinsatzes der Geisteswissenschaften, wo er ja die historische Abteilung aktiv geleitet hat, ist dieser Begriff immer wieder zu finden. Es spielen dort überdies noch weitere Begriffe eine Rolle, auf die ich jetzt aber nicht eingehen möchte.

Das Verhältnis Mayer – Metz ist ein sehr komplexes; sie begegneten sich erstmals auf den Tagungen der Leipziger Stiftung in den 20er Jahren, und dieses Verhältnis war offenbar stets angespannt. Das zeigt sich auch zu der Zeit, als die Leipziger Stiftung sehr stark unter Druck geraten war. Es ging damals um Vorwürfe von finanzieller Unterschlagung. Metz hat zu jener

Zeit versucht, die Mitarbeiter der Stiftung zu spalten, und Mayer hat sich sehr abfällig über ihn geäußert. Das war 1930/1931. Das ist allerdings eine sehr lange Geschichte. Ich bin auch immer noch auf der Suche nach dem Nachlass von Friedrich Metz; wenn irgend jemand auf ihn stossen sollte, wäre ich sehr offen, davon zu erfahren. (Einwurf bezieht sich auf den Sohn Rudi Metz). Der gesamte Nachlass? Wahrscheinlich ist es nur ein Teilnachlass. Aber vielen Dank, ich habe davon auch schon gehört.

Strengste wissenschaftliche Arbeit war Mayers größtes Anliegen, ich würde sogar sagen, dass er das über alles andere gestellt hat. Aber hier zeigt sich eben wieder das für mich grundsätzliche Problem: Mit welchen Fragen geht man denn an ‚strengste wissenschaftliche Arbeit‘ heran? Mit welchen Vorüberlegungen, mit welchen Vorannahmen? Das ist für mich der interessante Punkt. Dass Mayer die streng wissenschaftliche Arbeit gefördert und alles getan hat, um diesen Kriterien gerecht zu werden in seinen eigenen Aufsätzen und Abhandlungen, bezweifle ich nicht. Ich aber möchte wissen, woher das kommt und was es bedeutet, wenn Mayer immer wieder politisch gefärbte Einführungen schreibt oder Schlussfolgerungen zieht wie beispielsweise im Aufsatz „Der Staat der Herzöge von Zähringen“. In diesem Aufsatz stecken Überlegungen drin, die für mich über strenge Wissenschaftlichkeit hinausreichen, die meines Erachtens sehr stark politisch konnotiert sind.

Frau Dr. Endemann: Dieses Problem hat mich auch beschäftigt. Was heißt hier eigentlich „streng wissenschaftlich“? Inwieweit ist ihm dieses wissenschaftliche Vorverständnis - ein solches prägt nebenbei bemerkt einen jeden von uns, darüber muss man sich klar sein, es geht gar nicht anders - wichtig? Ich meine, dass für Theodor Mayer wissenschaftliche Arbeit bedeutete, dass man die Ideologie nicht absichtlich und bewusst durchschlagen lässt. Man forscht und publiziert so, dass man Ergebnisse nicht zugunsten bestimmter Aussagen verdreht, sondern man sagt, was ich herausgefunden habe, ist richtig und die ideologische Vorgabe ist so nicht zutreffend.

Prof. Schwarzmaier: Vielleicht darf ich nochmals bei der Karlsruher Rede von 1935 einsetzen, die man im Übrigen auch im Zusammenhang sehen sollte. Sie ist ja hier in Karlsruhe im ehemaligen Ständehaus gehalten worden, also im ehemaligen Karlsruher Landtag, der nun zum ersten Mal für eine nationalsozialistische Veranstaltung gebraucht worden ist, und ich halte es für ganz ausgeschlossen, dass Theodor Mayer sich nicht im Klaren darüber war, dass seine Rede einen hochprogrammatischen Charakter hatte, so dass sie mit Sicherheit gedruckt werden würde. Er sprach vor einer großen, feierlichen Versammlung in Anwesenheit des Ministerpräsidenten, der Vertreter aller Verbände usw. – auch der Kirchen und des Markgrafen v. Baden. Ich habe mir ein paar Sachen herausgeschrieben. Sie haben das weggelassen, weil es ja im Grunde genommen die normale Verbeugung vor dem „Führer“ gewesen ist Zitat: „Wir selbst haben solchen Aufstieg nach tiefem Sturz erlebt und danken dem Schicksal, das dem deutschen Volk in größter Not den rechten Mann geschenkt hat, der es auf einen neuen Weg nach vorwärts geführt und ihm ein Haus gebaut hat. Wir Historiker danken unserem Führer Adolf Hitler aber auch für die tiefe Erkenntnis und die Einblicke in das Wesen der Geschichte, die er in seiner Rede vom 16. September 1935 zum Ausdruck gebracht und geformt und durch die er den Grund für eine nationalsozialistische deutsche Geschichtsauffassung und – betrachtung gelegt hat“. Das ist die übliche Form, in der man so eine Sache einleitet, aber trotzdem kennzeichnet sie natürlich die Widersprüchlichkeit innerhalb dieser Rede, in der in

der Tat in ganz bezeichnender Weise die Freiheit der Wissenschaft, auf die mehrfach hingewiesen wurde, so stark herausgehoben wurde, dass sie fast in gewissem Grade zum Gegensatz zu dem wird, was er von der politisch bestimmten Wissenschaft gesagt hat: „Sie muss und darf nur vom unbeirraren Streben nach Wahrheit und Erkenntnis geleitet werden“. Das ist natürlich das, was es Theodor Mayer dann ermöglicht hat, nach 1945 ganz genau dort weiterzumachen und anzuknüpfen, wo er in seiner Freiburger Zeit – und gerade in seiner Freiburger Zeit – gearbeitet hat. Die Themen gehen weiter, und es sind wenige Dinge, die er nach dem Krieg nicht mehr gesagt haben würde, die Fragen und die damit verbundenen Probleme gehen weiter. Wenn man Theodor Mayer in seiner späteren Zeit erlebt hat, kann man das sehr deutlich beobachten. Dass er 1938 von Freiburg wegging, war für ihn ein Glück. Die Dinge, die sich hier ereignet haben, gingen in eine Richtung, die über das hinausging, was er in Freiburg als seine Mission empfand: zunächst einmal der Anschluss Österreichs und anschließend der Anschluss des Elsass an das Reich. Dies bedingte dann auch die Schaffung dieser neuen oberrheinischen Kulturprovinz in Formen, die sich möglicherweise unterschieden haben von dem, was er geplant und gewollt hat, denn Theodor Mayers Vorstellung war weder badisch noch vorderösterreichisch, und was „Oberrhein“ für ihn war, bliebe im landesgeschichtlichen Kontext zu erörtern. Eine Sache noch zur Badischen Historischen Kommission: Theodor Mayer hat sich sicherlich nicht dafür interessiert, was diese Kommission vor 1935 gewesen ist; sie war ein Organ des badischen Staats, das vom Großherzog diktiert war und dessen Satzungen aus großherzoglicher Zeit stammten. Als solche hat sie existiert bis zum Beginn NS-Zeit. Dann kamen die neuen Satzungen, die im Grunde genommen sehr viel übernommen haben von der alten Badischen Kommission. Die Entwicklungen gingen hin zur Oberrheinischen Historischen Kommission, wie sie seit 1940 hieß, also entsprechend der neuen territorialen Grundlage Baden - Elsaß. Das seltsame besteht darin, dass im Grunde genommen der Kultusminister Otto Wacker, der 1935 diesen Festakt eingeleitet hat, in viel stärkerem Maße Badener war als etwa Theodor Mayer. Wacker besaß letztlich noch die alte Vorstellung von der vaterländischen Geschichte, die durch die ganze Badische Historische Kommission hindurchgeht, und er hat sogar als Nachfolger von Theodor Mayer als Vorsitzender der Kommission diese Richtung weitergeführt. Das ist im Grunde eine ganz seltsame Sache, dass Theodor Mayer hier eine Richtung gegeben hat, die nicht in der Tradition dieser Institution lag, die er übernommen hat und deren Konzeption dann über ihn hinweggegangen ist. Im übrigen ist das, was dann in Konstanz wissenschaftlich daraus geworden ist, doch sehr stark von seiner Freiburger Arbeit abhängig, und man muss sicherlich vieles von dem, was in Konstanz gearbeitet wurde, zurückführen auf die Grundlagen, die während der vier Jahre in Freiburg erarbeitet wurden.

Herr Heinzl: Ganz kurz zu Ihrer Bemerkung, Herr Schwarzmaier, dass sich Mayer des programmatischen Gehalts seiner Rede durchaus bewusst war. Das habe ich ja gesagt, dass er sich dessen bewusst war. Worüber er sich vermutlich nicht ganz im Klaren war, war die geforderte Trennung von Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Dass er eine programmatische Rede gehalten hat, war im auf jeden Fall bewusst, und das war auch beabsichtigt.

Prof. Krimm: Zum Vergleich mit anderen Situationen fordert ein Aspekt, den Schaab nennt. Die Arbeit der Badischen Historischen Kommission sei unvergleichlich leichter gewesen als

die in Württemberg, da der württembergische Kultminister Mergenthaler sehr viel rigorosere Forderungen gestellt habe, mit denen Haering – obwohl eigentlich systemkonform - zu kämpfen hatte. Die Kommission in Baden hatte es mit Kultusminister Wacker und seinen Referenten Asal zu tun. Wacker gilt als relativ liberaler Mann in der Partei und Mayer hatte dadurch sehr viel geringere Schwierigkeiten, etwas durchzusetzen, was etwa die Autoren der ZGO oder sonstige Personalentscheidungen betraf. Man kann auch das wieder verschieden interpretieren. Entweder war die Nähe zur Macht so groß, dass man keine Schwierigkeiten miteinander hatte, oder es waren tatsächlich liberalere Verhältnisse - auf jeden Fall lassen sich die Entscheidungsmöglichkeiten und das Gewicht der Mayer'schen Führung nur dann angemessen verstehen, wenn man seine Position mit der anderer vergleicht. Doch ist das natürlich ein weites Feld.

Herr Heinzel: Der Vergleich ist ein Desiderat, und das betrifft mein Thema natürlich genauso wie andere. Es wäre zum Beispiel auch zu fragen, wie es denn mit dem französischen Pendant der deutschen Westforschung ausgesehen hat. Das sind Fragen, die ich nicht in dem Rahmen bewältigen kann, den ich mir gesetzt habe. Das Gewicht der Mayer'schen Führung kann ich auch nicht abschließend beantworten, dafür sind die Pfade, die letztlich zu einer Entscheidung führen, oftmals zu verschlungen, manchmal auch zu wenig aussagekräftig. Das habe ich deshalb auch klarzumachen versucht, indem ich gesagt habe, dass ich mich auf das Denken Mayers abzustützen versuche und seine Intensionen wiedergebe. Diese waren vorhanden und es zeigt sich auch in seinem späteren Wirken, dass er bestrebt war, auf fachliche bzw. institutionelle Entwicklungen gemäss seinen persönlichen Überzeugungen Einfluss zu nehmen. Das hat er auch mit den Kriegseinsatztagungen versucht. Er wollte in einigen Fällen ganz bestimmte Historiker zu diesen Tagungen einladen, um sie dadurch gewissermaßen wieder auf den rechten Weg zu bringen. Von daher hatte er schon ganz bestimmte Vorstellungen, die wunderbar mit dem Führerprinzip korrespondiert haben. Auch in seiner Funktion als Rektor in Marburg, die er ab 1939 ausübte, hat Mayer mehrmals unter Beweis gestellt, dass er willens war, seine Entscheidungen ohne Rücksicht auf andere Meinungen durchzusetzen.

Prof. Zotz: Darf ich noch eine Frage dazu anschließen, die mir eben bei Herrn Krimm schon kam, nämlich die Frage des Vergleichs. Wie würden Sie Theodor Mayer, den Sie als Persönlichkeit gewürdigt haben und in einem Längsschnitt seiner politisch gefärbten Vita gesehen und in der Freiburger Zeit herausprofiliert haben, im Verhältnis zu anderen Historikern sehen? Ist so ein Begriff wie „Geschichtswissenschaft als Führungsamt“ – das ist ja ein Begriff von ihm – wie etwas, was damals gerade auch in dieser Formulierung sehr verbreitet war, einzuschätzen, und wie ist eigentlich dann der Begriff des Führungsamts, das man der Geschichtswissenschaft zuerkennt, genau zu sehen? Wohin wird die Führung positioniert, von der hier die Rede ist? Ist es die Führung im Sinne der Homogenisierung der Wissenschaftler, oder ist es die Position der Geschichtswissenschaft innerhalb des Volksganzen? Das ist mir nicht so ganz klar. Ein anderer Aspekt, den Sie gerade gebracht haben, ist folgender: Mir ist durch den Kopf gegangen – und zwar anlässlich der Tagung des Konstanzer Arbeitskreises im Herbst 2001 über „Ein Jahrhundert Mittelalterforschung in Deutschland“ –, wann eigentlich das Tagungswesen, unter dem wir ja heute geradezu leiden, angefangen hat, und ob sich in den 20er, 30er, 40er Jahren die Entwicklung in diese Richtung verstärkt hat? „Man müsste dann den einen oder anderen auf den rechten Weg bringen“, dieses Zitat scheint mir ganz genau in diese

Vorstellung der Forschungsgemeinschaften zu passen, wobei das im übrigen etwas ist, was schon vor Mayer da war. Wie können Sie diese Gruppenbildung wissenschaftsgeschichtlich einordnen, die man hier im wissenschaftlichen Austausch sieht in der, wie man heute sagt, „scientific community“, aber das ist ja ein sehr abstrakter Begriff, während es sich hier um sehr konkrete und immer wieder durch direkte Kommunikation sich auch kontrollierende und bestätigende Erscheinungsformen handelt.

Prof. Schwarzmaier: Dieser Gegensatz zwischen dem Führerprinzip einerseits und dem Historiker als Führer des Volksganzen, der ja auch in der Rede von 1935 drinsteht, sind ja beides Formulierungen von Theodor Mayer; es sind aber beides grundverschiedene Dinge. Die Vorstellung vom Historiker als „Führer“, als Vordenker bei der sittlichen Erneuerung des Volkes war in der Monarchie eine Selbstverständlichkeit. Der Historiker war der engste Berater des Fürsten. Denken Sie an Leute wie Alfred Dove, an Treitschke natürlich oder an Heinrich Gelzer hier in Karlsruhe, die eine ganz große Rolle gespielt haben gerade im Hinblick auf diese Sache. Das ist eine Idee, die mir vorhin kam, als vom Vergleich die Rede war. Wenn Sie die Kollegen von Theodor Mayer in Freiburg Revue passieren lassen, so sollte man auch an Gerhard Ritter denken, – Gerhard Ritter hat ihn ja die ganze Zeit begleitet, sie hatten ein völlig neutrales Verhältnis zueinander, waren ja auch grundverschieden. Doch hat sich Ritter in dieser Hinsicht von Mayer gar nicht unterschieden, gerade wenn es um diese Frage der Bedeutung des Historikers für die Erziehung des Volks geht.

Herr Heinzel: Zu Ihrer Frage, wo dieses Führeramt eigentlich liegt, denke ich schon, dass sich Mayer – und das hat auch viel mit seinem Selbstverständnis zu tun, dass er immer wieder die ‚reine Wissenschaft‘ gepredigt hat und sich selbst sehr stark an dieser Maxime orientiert hat – sich als wissenschaftlich arbeitender Historiker selbst disqualifiziert hätte, wenn er in Attitüden verfallen wäre und sich platten ideologischen Forderungen angepasst hätte, die dann wirklich nichts mehr mit Wissenschaft zu tun gehabt hätten. Ich glaube, er hat das Führeramt nicht zuletzt als Möglichkeit verstanden, Wissenschaft auf eine in gewissem Sinne autoritäre Weise zu betreiben – also auch zu bestimmen, wer zu einer Tagung kommt und wer nicht, was gefördert wird und was nicht, was als förderungswürdig erachtet wird und was nicht. In dieser Richtung ist wohl die Antwort auf die Frage zu suchen, was Mayer unter dem Führeramt verstand. Ich glaube aber auch, dass er bestrebt war, auf die Berechtigung der Geschichtswissenschaft, vor allem auch des akademischen Lehramts hinzuweisen, dem er ja auch entstammte, und das nicht unter allen Nazis so hoch angesehen war. Zum Tagungswesen: Das ist eine sehr interessante Frage. Ich hatte es kurz angesprochen im Vortrag, was ich versuche, mit diesem Denkkollektiv zu umschreiben. Ich glaube und gehe da mit dem polnischen Wissenschaftsphilosophen und Mediziner Ludwig Fleck davon aus, dass Wissenschaft nie Einzelarbeit, sondern stets eine soziale Tätigkeit ist, die in einem sozialen Umfeld stattfindet. Wenn nun Leute zusammenkommen wie wir hier, sind wir uns einig, dass wir über gewisse Dinge sprechen und gewisse andere Dinge draußen lassen. Ebenso waren sich die Wissenschaftler der Leipziger Stiftung einig, welche Fragestellungen sie als vordringlich empfanden und welche nicht. In einem derartigen sozialen Rahmen entstehen mit der Zeit deshalb gewisse Denkstrukturen, welche die Überlegungen und die Diskussion prägen und letztendlich dafür verantwortlich sind, was für den wissenschaftlichen Diskurs als erkenntnisbringend erachtet wird. Ich denke, dass diese Strukturen innerhalb der

Volkstumswissenschaft der zwanziger und dreissiger Jahre relativ konstant waren, vor allen Dingen, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass ja immer die gleichen Leute daran beteiligt waren; in der Leipziger Stiftung waren viele Wissenschaftler, die dann später in den Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften aktiv werden sollten. Auch Mayer zählt dazu. Da lässt sich schon eine Kontinuität im Denken konstatieren. Eine wichtiger Ursprungsort für Mayers späteres Interesse an interdisziplinärer Zusammenarbeit, ja überhaupt an „Teamwork“, dürften deshalb die Tagungen der Leipziger Stiftung gewesen sein.

Prof. Krimm: Wir sind darin uns einig, was wir weglassen wollen - und sicher müssen wir die Fragen des Bruchs und der Kontinuität über 1945 hinaus weglassen, das füllt einen eigenen Abend. Aber ich hatte am Anfang Hermann Heimpel erwähnt: Gibt es eigentlich von Theodor Mayer Äußerungen und Selbstbeurteilungen im Rückblick auf die Zeit vor 1945, die vergleichbar sind mit dem Gefühl des Leidens und der Qual, von denen man bei Hermann Heimpel aus der Nachkriegszeit weiß?

Herr Heinzel: Selbstvorwürfe? Nein, die gibt es nicht. Das kann man mit Sicherheit sagen; da kann man sämtliche Nachlässe, die ich konsultiert habe, hinzuziehen. Er sieht sich als Opfer, er beklagt den moralischen Niedergang nach 1945, aber eine weitergehende Form von Selbstkritik gibt es nicht.

Frau Dr. Endemann: Noch ganz kurz etwas zum Führerprinzip. Das hört sich für mich immer so an, als ob Th. Mayer gesagt hätte: „Das ist etwas für mich, das übernehme ich“. Ich hatte eigentlich immer den Eindruck, dass er überhaupt kein Führerprinzip benötigte. Er war ein Mensch mit einer so starken Energie und einer so klaren Vorstellung seiner Ziele, dass er sich durchgesetzt hat. Das, was er machen wollte, wurde dann auch gemacht. Diese Durchsetzungskraft kann man auch ablesen an den Beziehungen zu seinen übergeordneten Dienststellen, später an den Verhandlungen mit den Geldgebern. Es wurde vorhin Ministerialrat Asal genannt, ein anderer für die Freiburger Zeit wichtiger Mann wurde nicht erwähnt: Ministerialrat Vollert im Innenministerium in Berlin, den Th. Mayer ebenso überzeugt hatte wie er später auch im Bonner Innenministerium überzeugen konnte. Das ist auch eine Frage einer sehr starken Persönlichkeit, ob es sympathisch ist oder nicht, steht auf einem anderen Blatt. Aber er war jemand, der kein Führerprinzip brauchte, um sich zu legitimieren, er war einfach so.